

Der Puppenspieler.

Kriminal-Roman von
Karl Hofner.

1. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Ich ließ mich zunächst den Zeigennennungen noch einmal vorführen und sprach mit ihm — nicht in dem Tone eines Untersuchungsrichters, sondern so, als glaubte ich ein jedes Wort, das er mir sagte. Und doch, das, was ich so erfuhr, ging über das Ergebnis des Verhörs kaum hinaus. Willig gab er mir über alle Einzelheiten seines Lebens Auskunft — aber ich fand gleich wie vor Mauern, wenn ich auf das Verbrechen und die Herkunft der Steine zu reden kam. Mein Wort, das mir als Hinweis oder als Erklärung hätte dienen können, war da aus ihm herauszuholen. Nur die erschütternden Beteuerungen und Schwüre, daß er jeden Verbrechen fern liege, nichts zu geteilen hätte und nicht wüßte, woher die Steine stammten, waren seine Antwort auf all meine Fragen.

So sah ich ein, daß ich andere Wege gehen mußte, wenn ich Klarheit erlangen wollte — und ich setzte mir als das nächste Ziel, alles, was ich an Material über den Zeigennennungen erlangen konnte, zusammenzutragen.

Ich fuhr zunächst zu seiner Mutter, bei der er bisher gewohnt hatte. In einer kleinen Seitenstraße nahe dem Südbahnhofe hatte die alte Dame ihre Wohnung, und es mochte gegen Mittag gehen, als ich dort ankam. Ein junges, ein wenig schüchternes Dienstmädchen öffnete auf mein Läuten, nahm meine Karte und meinen Wunsch, die Herrschaft zu sprechen, entgegen und führte mich in ein einfaches, aber überaus sauberes gehaltenes Wohnzimmer, in dessen Mitte ein Tisch mit zwei Stühlen stand. Alles war still und einladend in dem ein wenig altmodisch mit blauen Mahagonimöbeln ausgeschatteten Raum, und ein bescheidenes, fleißiges Mädchen lag hier über den Dingen — Blumen standen im Fenster und über einem kleinen Nähtischchen zwischerte ein Kanarienvogel.

Kaum eine Minute war ich allein in dem stillen, heimeligen Zimmer, und doch genügte diese kurze Zeit, um in mir den Eindruck zu erwecken zu lassen, daß dieser Raum sicherlich nicht das Heim des Verbrechens sein könne. Und diese Überzeugung wurde nur noch fester in mir, als ich dann die Seitentür aufstieß und die Hausfrau, eine ergraubte Dame von erstem und ein wenig verzogenen Zügen, auf mich trat.

Eine leise, unglückliche Spannung lag auf ihrem Gesicht, früh geklärter Gesicht, dessen Jüge denen des Sohnes auffallend ähnlich waren, und ihre Hand, die meine Karte hielt, zitterte mir ein wenig zu zittern.

Sie haben mich zu sprechen gewünscht — Herr Plant — — Darf ich fragen — ?

Ich verzogte mich — es fiel mir dieser mütterlichen Frau gegenüber schwer, die Worte in meiner schwierigen Mission zu finden.

Es handelt sich um Ihren Sohn sagte ich. Um Hermann — ? Eine angstvolle Blässe ging über ihre Wangen, und sie griff unwillkürlich nach einer Stuhllehne, während ihr Blick von mir zu der Wanduhr und wieder auf mich zurückfiel. Fühlt ihn etwas? Sie kommen aus dem Bureau? Er mußte ja eigentlich schon zu Hause sein — reden Sie — bitte — ist er unwohl geworden — mein Gott, ja — sicher — ich hätte ihn nicht fortgehen lassen sollen heute — ?

Ich schüttelte den Kopf. Nein — das ist es nicht. Und doch, sie mußte aus meiner Bewegung und aus meinem Blick erkannt haben, daß etwas Schweres ihrer harre, denn sie trat plötzlich näher, und ihre Hände griffen vor, als wollten sie die Worte erfassen und zugleich vor sich wehren.

Es ist ihm ein Unglück geschehen? Wie ist das wohl heroor. Da nahm ich sie bei beiden Armen und drückte sie sanft auf den Stuhl, vor dem sie stand.

Ja — Frau Angerer, es ist ein Unglück geschehen — aber ein solches, das vielleicht wieder gutgemacht werden kann. Ihr Sohn ist in eine Angelegenheit eng verwickelt, mit der ich mich als Bevollmächtigter der Polizei zu befassen habe — man hat den jungen Mann vor zwei Stunden verhaftet, als er eine Anzahl von Perlen und Steinen, die von dem Diebstahl in der Stephanskirche stammen, bei einem Juwelier verkaufen wollte —

Ein heftiges Zittern war über die arme Frau gekommen, während ich ihr die böse Nachricht sagte. Voll Entsetzen starrte sie mich an, sie schien den Sinn der Worte, die ich sprach, kaum zu begreifen, und die Stimme verzagte ihr, da sie reden wollte.

Das ist ja ganz unmöglich —! Wie ist das denn heroor. Das muß ein Irrtum sein — eine Verwechslung — Sie suchen vielleicht jemand anderes als mich — Angerer — der Name kommt ja öfter vor — !

Aber ich konnte bei all der Seelenangst, die aus ihrer bebenden Stimmeklang, nur still verneinen: Ein Irrtum ist leider ganz ausgeschlossen — es handelt sich um Ihren Sohn, um Hermann Angerer, Beamter bei der Südbahn.

Und dann erzählte ich der armen Frau, die nun von Tränen überglänzt, topfschneidend und nicht begreifend, daß ich meine Ausführungen immer wieder mit Einwänden und Ausreden ihrer Erschütterung unterbrach, in möglichst schonender Weise, was sich an dem Vormittage ereignet hatte. Ich sagte ihr unumwunden, daß wir ganz überzeugt seien, daß sie den Vorgängen völlig fernstehe, daß wir geneigt seien, auch ihren Sohn, trotz der heillosen Lage der Umstände, zunächst keineswegs als den unbedingt überführten Komplizen des Kirchenräubers anzusehen — daß uns einzig daran gelegen sei, jede Spur, die zur völligen Klärung des Falles führen könnte, aufzunehmen und bis ans Ende zu verfolgen.

Aber nur die Beteuerungen der Anschuldigung ihres Sohnes, die immer wiederkehrende Bestürzung, daß dieser sollte junge Mensch, der sich niemals mit schlechter Gesellschaft eingelassen habe, dessen Fleisch im Dienste von altem Verbrechen anerkannt sei, der sich auch durch hässliche Studien noch mehrerbildete und der der beste, lehrhafteste Sohn sei — daß der niemals die Hand zu einem Verbrechen gereicht haben könnte, kamen als Antwort über ihre bleichen, vor innerer Erregung zitternden Lippen.

Erlaubt mich und nach gelang es mir, sie ein wenig zu beruhigen, ihr darzumachen, daß ihr Sohn, wenn er wirklich unschuldig sei, ja keinen besseren Freund in dieser schweren Lage habe als eben mich — der ich die wahren Zusammenhänge der Dinge aus Sicht zu bringen suche. Sie aber könne ihn keinen besseren Dienst erweisen, wenn er in Wahrheit dem Verbrechen fernstehe, als daß sie mit von seinem Leben in der letzten Zeit, von seinen Gewohnheiten und seinem Umgang mitteile, was irgend von Bedeutung sein könne.

Und so begannen, immer noch unterbrochen von ihren Tränen und von den neuen Ausbrüchen des Schmerzes über das Unglück, das mit einem Male nun in dem stillen, kleinen Haushalt eine Stille eingeschlagen hatte, ihre Mitteilungen über ihren Sohn. Die schwergeprüfte Frau sprach dabei nur wenig im Zusammenhang — es war mehr ein Hin und Wieder

angegangen ist, damit sich die Frau aus Zimmerleitern. Der Bericht kommt in den Wälschänder, die Fenster werden von Verursachern gepulvt, und die Teppiche werden mit elektrischen Besen oder Staubsaugern gereinigt, die es in jedem Haushalt gibt. Diese Staubsauger sind so leicht zu handhaben, daß ein Kind sie bedienen kann und daß die Hausfrau, wie elegant sie auch gefeiert sein mag, in einigen Augenblicken die Reinigung selbst besorgen kann.

Wand- und Maltagefen werden entweder in dem schönen Aluminiumportieren für fünf Gerichte zubereitet, der eine Rede für jeden Tisch bildet, das Essen wird warm im Automaten gebracht und im Restaurant fertig. Nachmittagskaffee gibt es nur in Restaurants oder wenn Besuch da ist. Mühsig reicht man jedoch lieber Obst als Kaffee. Werbelt ist auch das Darbieten von Eis, das durch telefonische Bestellung jederzeit zu haben ist.

Das Wäsche wird durch den elektrischen Wäscheapparat besorgt. Man legt die Gefäße in einen Behälter mit heißem Wasser, drückt auf einen Knopf und hebt das gefärbte Gefäß dann auf einem Einzug heraus. Ähnlich handhabt man nur zum Trocknen des Silberzeuges.

Die Reinigung der Wäsche geht in elektrischen Waschmaschinen mit Hilfe von Negerinnen vor sich, die außerordentlich geschickt in ihrem Beruf sind. Die schwarze Wäsche schafft die ganze Sache zwischen 9 Uhr früh und 2 Uhr nachmittags, und sie liefert dann die Wäsche fertig gepäckelt ab. Sie wird auf dem Dach oder in Trockenräumen mit warmer Luft getrocknet. Der Hausheer hängt seine Kleider zum Trocknen an einen Wandstrahl mit Auszug. Eine Wäsche hängt zum Trocknen, daß die Kleider abgenommen werden flach nach einer Weile kommen sie gereinigt und gepreßt wieder heraus.

Nur selten helfen amerikanische Familien in großen Städten bei Dienstmädchen an. Wenn man ihrer aber viel oder mehr hat, so ist das schon ein Zeichen großen Reichtums. Die Wohnheiten sind jedoch anders als bei uns. Der Speisestapel finden sich meistens Obst und Salate auf die Tische zur Hand sind. Als Beigewichte zum Frühstück oder zum Mittagessen wird außerordentlich viel in Dampf zubereitete Gerichte gebraucht, die man nur auf dem Keller mit kalter Milch mischt, und die eine schmale und nahrhafte Speise bildet.

Das Gesellschaftsleben ist in Amerika völlig auf die Erleichterung und Unterstützung des häuslichen Lebens ausgerichtet, und das Zusammenarbeiten funktioniert ausgezeichnet. Sogar die Apotheke stellt die bestellte Arznei ins Haus. Ihre Autos sind z. B. in New York blau. Die gelben Autos sind das billigste Beförderungsmittel. Die Lieferanten sehen das Essen zu den Familien aus.

Man sieht, wie können in dieser Beziehung noch viel von Amerika lernen: Hausfrauen, Köchinnen, Techniker und Beschäftigte müssen ein Bündnis schließen, es wie hoffen dürfen, das Problem der Selbsthilfe im Heim lösen und die Zeit für die Erholung gewinnen zu können, die die amerikanischen Hausfrauen genießen.

Sunte Zeitung.

Eine neue deutsche Rheinmündung. In den letzten Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges hatte sich die Reichsregierung und die preussische Staatsregierung mit einer eingehenden Prüfung der Frage einer neuen deutschen Rheinmündung beschäftigt, um von den niederländischen und belgischen Häfen unabhängig zu sein. Die zur Sache bearbeiteten Entwürfe wurden nach ihrer juristischen, wirtschaftlichen und finanziellen Seite einer eingehenden Prüfung unterzogen. Nach dem für uns ungünstig verlaufenen Krieg und seinen Folgen muß der damals gefasste Gedanke einmündigen als ausschließlich angenommen werden oder vielmehr richtiger, man muß, wie Dr. Düling im „Prometheus“ ausführt, den Gedanken einer neuen deutschen Rheinmündung in anderer Form zur Durchführung zu bringen versuchen. Und dahin geht die Kanalpolitik Bremens, das den gefährlichsten Wettbewerber der Weser und ihrer Nebenflüsse im Rhein mit seinen Seehäfen Rotterdam und Antwerpen erblickt. Das Ziel der Bremer Kanalpolitik, nach dem Wesen den Anschluß zu erreichen, kann in früheren Jahren der Sunde-Ems-Kanal, dessen Bau durch die damals wenig handels- und verkehrsfreundliche Politik Bremens herabindert wurde. An die Stelle dieses Sunde-Ems-Kanals ist heute ein neuer Kanal, der Bramsche-Bremer-Kanal, getreten, auch Norddeutschen-Kanal genannt, da er nicht nur Bremen, sondern durch den Stader Kanal auch Ham-

burg und durch den Eibe-Trabe-Kanal Lübeck mit dem Wesen verbinden soll. Er führt von Bramsche-Deinbrück vom Mittellandkanal über Diepholz und Harsefeld nach Bremen in einer Länge von 90 Kilometern; dann die Weser abwärts nach Begefeld über Bremerbüde nach Stade zur Eibe und mit einem Seitenkanal nach Moorburg unterhalb Hamburg in einer Länge von 130 Kilometern und bietet die beste Wasserbindung mit dem niederholländisch-westfälischen Stohien- und Industriegebiet. Darüber hinaus soll aber dieser Bramscher Kanal die Verwirklichung des Gedankens einer deutschen Rheinmündung herbeiführen, nachdem die früheren Entwürfe, welche die Lösung dieser Frage in einem Kanal vom Rhein bei Wesel an der holländischen Grenze entlang nach Embden erblickt hatten, inzwischen hinfällig geworden sind. Das, was in dem Gedanken einer deutschen Rheinmündung Berechtigtes und Erreichbares gesteckt hat, die Verringerung der Abhängigkeit des wichtigsten deutschen Wirtschaftszweiges von ausländischen Häfen und damit die Stärkung der deutschen Seehäfen im Wettbewerb mit ihnen, diese für unser gelamtes deutsches Wirtschaftsgesetz so wichtigen Aufgaben sollen jetzt in vollkommener Form durch diesen neuen Norddeutschen-Kanal Bramsche-Bremer-Hamburg ihrer Erfüllung entgegengeführt werden.

Den Hauptinhalt des soeben erscheinenden Heft 10 der Süddeutschen Monatshefte „Innere Politik“ bildet ein umfangreicher Beitrag des Grafen Westhoff, der hier zum ersten Male eine Art innerpolitisches Glaubensbekenntnis ablegt, das, zum Programm sämtlicher Parteien abweisend, neue Gesichtspunkte für die innere Politik aufzuheben sucht, deren Verwirklichung die Neubildung einer national-sozialen Partei bedeuten würde. In ähnlicher Richtung bewegen sich die Gedankengänge des einleitenden Aufsatzes des bekannten Münchener Historikers, Professor R. von Müller. Auch die Ausführungen über den Rufsch von Kapf des Geistes des Wehrkreises IV in Dresden, Oberstleutnant von Wegsch, der in seiner amtlichen Stellung Zeuge der Märzvorgänge war, waffen gleichmäßig der deutschen Stellung nach außen und dem sozialen Streben nach innen dienen. Die, welche protestantische Kreise betreffende Bekenntnisfrage, wird von der schwebischen Dichterin Auguste Zipper mit Freiheit nach rechts und links besprochen. Vor dem neuen sozialen Weltkrieg warnt ein geistvoller Aufsatz des Grafen Georg von Freytag.

Literatur.

Der Alpenreiz, illustrierte Alpine Monatshefte, München. Das soeben erschienene Doppelheft Juli-August verleiht den Ausdruck eines namhaften Schriftstellers, daß es in ganz Deutschland bisher keine ähnliche, gleichwertige, schöngeistige Zeitschrift gab. Sechs beispiellos prächtige Kunstbilder schmücken neben vielen Textbildern das Heft. Besonders hervorzuheben seien nur die Blätter „Sarnialer Bauer“, Gemälde von Defregger, „Abend am Aelchen Thorenboden“, künstlerisches Lichtbild in Kupferstichdruck von Jos. Jul. Schäß, welches das letzte Leuchten der Karwendelkette veranschaulicht, dann eine Welteraufnahme von Th. Mundt „Der Mont Collon“, ein Gemälde von Rejzleiter, „Vajolettürme“, eine Aufnahme „Gletscherpalte“ von Lutzer und eine eigenartige Zeichnung „Wassertalrinnen am Feldkreuz“. Den Reigen der Textbeiträge eröffnet Dr. Reuter mit einer hochpoetischen Erzählung „Begleiter vom Berge“, Margarethe Grofse bringt eine äußerst spannende Fahrtschilderung auf den Hochfalter. Vom Schwebereifigen Nationalpark weiß Müller-Basel sehr hübsige Einzelheiten zu berichten. Gelehrter Schülz widmet seinem Freunde, dem großen Alpenplanter Bayer, einen Ehrentrank. An das 100-jährige Jubiläum der Zugspitzbestimmung erinnert eine bemerkenswerte Wälschau mit einer vorzüglichen Aufnahme. Die lustige Humoreste „Das Weh“ ist eine der letzten Arbeiten der kürzlich freiwillig aus dem Leben geschiedenen hochbegabten Dichterin Lena Christ. Dem Bergpöbel rückt Herbert in einer Satire scharf zu Leibe und auch die „Alpine Rundschau“ und der frohlaunige „Bergsteigerhumor“ beschäftigen sich mit dieser Sorte von Bergsteigern. Die kleinen Nachrichten bieten diesmal mehr noch wie früher eine Fülle von Wissenswerten über Reise, Verkehr, Wege und Hütten, Literatur usw. Das literarisch-künstlerisch hochstehende Werk ist eine Zierde für jedes Haus.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., G. W. Hirschstr. 63.
Fernruf 4320.



von Frage und Antwort zwischen mir und ihr — meinerseits ein Ernten von kleinen Einzelbeurteilen, aus denen ich mir dann das Gesamtbild des Festgenommenen, seines Wesens und seiner Gewohnheiten aufbauen mußte.

Sie sind schon fast längerer Zeit Witwe, Frau Angerer? Sie senkte und ich sah dem seinen, ein wenig weilschönen Gesicht an, wie sich die Frau Witwe geben wollte, ihren Schmerz zu beherrschen, meinen Fragen mit Zustimmung aller Aufmerksamkeit zu folgen. Ja — acht Jahre sind es her — mein Mann war auch Beamter an der Südbahn — in der Betriebsleitung, in einer ersten Stellung —

Und Ihr Sohn war von Anfang an für die gleiche Beamtenlaufbahn bestimmt?

Nein — er wollte studieren — das war der Stolz von meinem feinen Mann. Er hat auch das Gymnasium besucht — im Jahre, als mein Mann verstarb, sollte der Herrmann auf die Universität. Dann war's natürlich damit aus. Verwünschten haben wir ja nicht, — ich hätte es mit der Pension allein nicht machen können. So ist es in die Stellung, die man ihm in der Erinnerung an meinen feinen Mann geboten hat, eingetreten. Und da hat er sich dann so nach und nach weitergearbeitet —

Hat Ihr Sohn dem Militär gedient? Sie neigte ab. Nein, er war immer schwächlich und ist freigeblieben. Er hätte wirklich nicht dazu gelangt — er ist nach mir geraten, setzte sie dann mit einem Anflug von Verlegenheit trüb hinzu — eine Natur, die sich daheim und in dem kleinen Wirkungskreis, der ihr beschienen ist, am wohlsten fühlt. Mein Seliger hat manchmal gesagt, daß ich den Buben verärgelte — daß er zu unselbständig sei — aber das lag wohl so in dem Kinde —

Sie sagten früher, Ihr Sohn habe stets sollte gelebt — wollen Sie mir Näheres über seine Einnahmen und Ausgaben in der letzten Zeit mitteilen?

„Frau Angerer trödete ihre Augen, in die aufs neue die Tränen getreten waren. Was ist da zu sagen? — ein junger Mensch kann kaum solcher sein. Er hat zuletzt achtzig Gulden Monatsgehalt gehabt, davon hat er mit an jedem ersten fünfzig Gulden in die Wirtschaft gegeben; von dem Rest hat er seine Aufschaffungen bestirgt — seine Kleider, seine Bücher, seine kleinen Ausgaben, und auch die Stunden, die er noch genommen hat, sind davon bezahlt worden. Meiner jeden Kreuzer glaub ich, könnte er Redenshaft geben —

Und sein Verleher? Ich meine, ein junger Mensch wie Ihr Sohn, der hat doch gewöhnlich eine Anzahl von Altersgenossen, mit denen er gelegentlich ins Raucherhaus geht oder des Abends einmal ein paar Stunden frisiert? Das wäre vielleicht von Wichtigkeit für meine Nachforschungen —. Hat er da ein besonderes Interesse für irgend jemand gehabt? Eine Liebhaft — oder dergleichen —?

Die Frau mit gegenüber, die erst bei meinen Worten den Kopf geschüttelt hatte, wurde nun ein wenig rot.

Nein — das, was Sie da erst gefragt haben — ich meine, da vom Raucherhaus und so — das war gar nicht meine Art — nie hat er an Wirtshausleben Freude gehabt. Natürlich sind ein paar Kollegen von ihm da, und die er sich näher angeschloffen hat — der Herr Assistent Obermeier und der Herr Himmelbauer, wenn Sie die Namen notieren wollen — aber die sind beide auch ganz ruhige Herren — Und wegen dem anderen — — mein Sohn ist verlobt — oder wenigstens so gut wie verlobt —

Ja? — Darf ich fragen, mit wem? Eine entfernte Verwandte von uns ist es — Anna Hoffmann heißt die — auch Gott — die beiden kennen sich von Kindheit auf. — Ein liebes, gutes und braves Mädchen ist sie, und so recht, was ich meinem Herrnmann wünschen kann, eine tapfere und klare Natur —

Sie glauben nicht, daß die Braut Ihres Sohnes in irgend einem Zusammenhang mit dem Vorkommnisse stehen kann?

Anner! Das ist ganz ausgeschlossen! Die beiden jungen Leute haben sich tief und wahrhaft lieb — da hat es nie ihren Willen oder Streit gegeben — sicher nicht. Und ruh'g,

ohne Craxtalonen, ist doch mein Herrmann immer gewesen. Und jeden Abend, wenn er nicht gerade in die englische Stunde gegangen ist, war er zu Hause und hat gelesen oder gelehrt und gearbeitet — manchmal war auch die Anneri bei uns. Die hat er dann noch nach Hause begleitet — ich hab' ihm selbst geraten, daß er doch mehr an die Luft gehen soll —

Ich unterbrach den Bericht mit einer Frage: Ihr Sohn hat noch englische Stunden genommen?

Sie nickte: Ja, seit zwei Monaten etwa — obwohl's ihm sicher nicht gut war, daß er bei all der Bureauarbeit auch noch die Sprachstunden beirichten hat. Wenigstens hat er so oft über Kopfschmerzen gelitten in der letzten Zeit. Aber er hat gemeint, daß ihm die Sprachkenntnisse noch sicher nützen können beim Advocaten —

Sie schwieg wieder still. Darf ich auch um die Adresse des Sprachlehrers Ihres Sohnes bitten? fragte ich. Der Mann hat ihn ja doch auch bis in die letzte Zeit gesehen — vielleicht kann der uns auf irgend eine Spur bringen.

Da stand sie auf. Drüben im Zimmer meines Sohnes, auf seinem Schreibtisch, liegt ein kleines Notizbuch, in dem alle Adressen notiert sind — Sie werden das Zimmer ja ohnehin ansehen wollen — da ist es vielleicht am besten, wie gehen gleich hinüber.

Und sie schritt mit voran ins Nebenzimmer, das bisher Ihr Sohn bewohnt hatte. Sie trat hier auf den vor dem Fenster stehenden, grünen Schreibtisch zu, auf dem in der Mitte die gerahmte Photographie eines jungen Mädchens von frischem, energielichen und doch feinen Gesichtsausdruck stand, und entnahm einer offenen Lade ein kleines Büchlein, in dem sie mit immer noch erregt zitternden Händen blättern mußte.

Jones, glaub' ich, heißt der Sprachlehrer, sagte sie dabei, ein englischer Name ist es jedenfalls. Dann hielt sie wieder ein und strich sich, ehe sie weiter suchte, mit der Hand über die Augen, vor die ihr wiederum der Schleier ihres Tränen getreten war. Nun hatte sie den Namen gefunden und gab mir die Adresse an: Sidney Jones, Sprachlehrer, Habsburgergasse 17. Und ich notierte auch diesen Namen zu den anderen, die schon in meinem Buche standen. Schließlich erbat ich mir auch die Adresse des Fräulein Hoffmann und ließ mir dann das ganze kleine Adressenbüchlein geben; ich wollte auf alle Fälle die Namen der darin verzeichneten Persönlichkeiten durchsehen, vielleicht daß da ein Weg — ein Fingerzeig nach den Quellen des Verbrechens zu finden war.

Auch darüber, wie Ihr Sohn die letzten Tage verbracht hatte, gab mir Frau Angerer genaue Auskunft, und jedes ihrer Worte war dabei so überzeugend, daß ich den Eindruck gewann, daß sie jedenfalls aus bestem Wissen und auch mit dem Willen, nur die Wahrheit zu berichten, redete. Ihr war, wie sie mir sagte, an ihrem Sohne auch in der letzten Zeit gewiß nichts Ungewöhnliches besonders aufgefallen. Am Tage vor dem Diebstahl sei er nach Schluß des Bureau direkt nach Hause gekommen und überhaupt nicht mehr fortgegangen. Er habe bei Bureauarbeiten bis etwa zehn Uhr neben ihr im Wohnzimmer gesessen, dann sei er zu Bett gegangen — und in dem Zimmer, in dem wir sprachen, sei er auch in der ganzen Nacht, in der der Eindruck geföhnt, unzuweifelhaft gewesen. Der Hausmeister, der ja allein den Schlüssel zu dem Haustor habe, würde mit bes bestätigen. Am nächsten Tage — also gestern — sei Ihr Sohn nach dem Dienst wie immer freitags in die Stadt gegangen — eben in seine Sprachstunde; er sei dabei nicht länger weggeblieben als sonst — um etwa acht Uhr abends sei er wieder zurückgekommen. Und da er wiederum den harten Kopfschmerz fühlte, der ihn in dieser letzten Zeit so oft befiel, so habe er dann nur noch wenig gesprochen und sich noch früher als sonst zur Ruhe gelegt. Auch heute früh habe er noch über den seitdem drückenden Kopfschmerz geklagt — sei aber trotz des Zuredens, zu Hause zu bleiben, dennoch zur selben Zeit wie sonst zum Dienst gegangen. —

(Fortsetzung folgt.)

Aromatische Skizze.

Von Anna Bischofsheim.

Die Rosenblütenblätter im Speckzimmer der Ursulinerinnen, wo auf dem runden Wasagontisch weiße und goldgelbe Rosen in zierlichen Porzellanvasen mit durchbrochenen Arabesken und Goldbemalung beieinanderstehen. Vor dem einzigen Fenster duftet eine bornenberpanzerte, dichtverraute Rosenlaube.

Durch den verblühten Rosenbogen auf dem breiten Gang mit festgeklammerten Kies schreitet eine lange Prozession von jugendlichen Mädchen zum Frühgottesdienst vorüber an den Reihen der mit Wästen von Rosen bedeckten Sträuher zum Portal der geschmückten Kirchenmauer, wo die wäbnerberwachten Federrose ihre duftige Luft über sie niederstreut.

Das schwarze Ordenskleid der Oberin scheint in rotem Rosenstamm, wie ihr Fuß, noch zierlich und behend, sich sorgsam einen Sandweg durch das Dornengebüsch sucht zu den hochwärmigen La France-Rosen. Hinter dem weingrünen Blätterbusch hält sie einen Kugelhalm inne vor den quergebogenen Fäden, die vor Regen und Wind geküßt, eine warme zum zerfallenden Schleier wick; da treibt ihr der warme Atem des in der heißen Augustmonat schlafenden Gartens einen untrüglichen, wunderbar süßen Geruch herüber, — sie wendet den Kopf und jagt den Duft der goldfruchtigen Rosen, die sie den honigartigen Geschmack auf der Zunge spürt.

Die Oberin, die jeden Rosenstolz kennt und deren Leben durch einen magischen Faden mit dem der Rosen durchweht und befruchtet ist, geht an der Klostermauer entlang, wo im Schatten des alten, von grasgrünen Bergamottbäumen überladenen, krummstämmigen Baumes die verschleierte, dichtbehaarte Moosrose im härenen Gewand ein dufthauchendes Gesicht bildet.

In der abendlichen Dämmerung steht die gebietende Frau am Fenster ihrer Zelle und sieht, wie unter dem heraufziehenden Gewitter im Viertel der schätzten Garten plötzlich in hellem Blügelglanz steht und dann wieder alles von der unheimlichen Finsternis nahender Wetterwolken umschattet wird; so erglänzt ein mit purpurnem Blütenrot bespannter Hirschaal im Schimmer der Kerzen, bis der Sturmwind hindurchbrausend alle Lichter löst und zwischen umgestürzten Kandelabern im dunkeln, verbedeten Saal das Schweben des Tobes gähnt.

Eine Duftwolke der Erinnerung hält sie ein, und der frische Aufhauch treibt ein Rosengeblüt von längst verjüngten Gefühlen und Empfindungen an die Oberfläche ihrer Seele.

Der Saft von leuchtendroten Rosen glüht in den schwarzen Straußenfedern des Büchers von Ehrenlo, welchen die aufwallende Neigung der ersten Liebe fandte.

In voller Blüte prangen die Rosenbüsche des alten Schlossparks in der von Myriaden Reuchkäferchen durchfunkelten Johannisnacht, und sie wandelt einjam vorüber und schmiegt trunken vom Duft ihrer Blüten in die Hebeatenden Kühle.

Jetzt dringen anpfeifende Rosenbüsche in die witterleuchtende Zelle und rufen in traumhafter Mäherinnerung einen Sommerabend in dem großen, halbdunkeln Saale zurück, wo sie in süßer Erwartung am Fenster steht und das lodende, angewühlte Herz in einer blühigen Rosenwälder läßt. Ein weißer Regen Hagelregen läßt die fernirroteten Kletterrosen feucht aufstammen, und erdgrüben erblüht sie die liebes, lichtblühende Jünglingsgestalt, vom Regen durchnäßt, in hünder Reidenhaft heranzutreten, in der Hand eine einzige goldgelbe Marzall-Mikroste, die regensicher vom weinroten Stiel herabhängt. Kalt und feucht fliehet seine Schwärze, und über den barten, schwermittigen Blüten flackert die feine, unruhige Flamme des Balsams. Auch wird er fortgeriffen von dem inneroohnden Feuer und jagt in wilder Flucht mit einem gelbem Schrei in den witschäumenden Strom und taucht langsam hinab in die grau überausgehende Flut.

Die Oberin steht unbeweglich und dreht gedankenbesunken die perlmutternen Perlen des Rosenkranzes zwischen den dünnen Fingern und blüht finster in die gewitternde Nacht. Goldene Vögelchen sehen wie Schlangen über die nächtliche, fast schwarze Nacht der Rosen; sie hört das Aufschlagen der Hagelkörner, die wie Weisungen den Farbenmelch von uraltem Rotrot durchbohren, während die vom Sturm gepeinigten und gestörten Rosenstämme mit gemühten Zweigen durchwandelnd liegen.

In der Mittagsstunde rauch den Klostergarten durch die Oberin vor dem Bilde des Heilands, der aus einem Kranz blutroter Rosen hervorleuchtet und an den essensbeinernen Händen und Füßen und auf der bleichen Brust die roten roten Blumende der erlösenden Liebe trägt.

In der Mittagsstunde rauch den Klostergarten durch schreitend, sieht die Oberin, wie die Generosen einer sonnenbedeckten Gloria de France-Rosenbeet, welches verblühten dahlblühigen Reiheligen glänzt, von den bei Regenberien einer vorüberziehenden Nebelwolke bedeckt wird, daß alle Rosen wieder die frische Farbe reifer Früchte annehmen und tausend Knospen ihre feigenen Augen aufschlagen.

Die Oberin erinnert sich des warmen Oktobernachts tags, an dem die junge Rosalie sich ihrer Schätze entließ und Ingepfeif durch die Gänge weilsender Rosenblätter waltete, um den Sommerverlust zum Durchhalten der Paramentenstränge einzusammeln.

Ein herber, traurig stummender Herbsttag weht die Ursulinerin an, während die blauen, regenstürmigen Rosensträuher ungehemmt Hülle um Hülle verbleiben, bis sie, ihrer unbarmhässlichen selber entleert, hauchlos mit eisfrorener Seele in die kalte Feuchte der Oktoberluft starren. In einem Staubwirbel treibt der Wind den weilsen Blätterstaum wie eine Wolke roströter Schmetterlinge durch einander und vor sich her.

In der ersten Novembernacht verblüht die Oberin mit dem Leben der letzten Rosen ihres Gartens. Die junge Rosalie drückt einen Strauh kalter, nebliger Rosen in die gelackten Hände der Toten, die selbst ganz mit Rosen überdeckt im Sarge liegt, bis nichts mehr sichtbar bleibt als ein vergrauenes, krafftgepanntes Nonnengeleit, das langsam vom Staube zu Stunde immer mehr in eine frische, unendliche Rosenfülle untertauchend scheint, während ihm zu Häupten der Geruch der Wachserzen sich mit dem Wohlgeruch der sterbenden Blumen vermengt, wie in der Zelle einer Wienerin Königin. — Klostergarten und Rosengebüsch werden leer.

Wie die Amerikanerin Haushalt führt.

Das Heim ohne Dienboten.

Das Leben in einem amerikanischen Haushalt weilt heute so teuer, und zumal die Diensthöten sind drüber seit langem so außerordentlich anspruchsvoll, daß die Hausfrauen in der weitaus größten Mehrzahl sich daran gewöhnt haben, ohne den diensthötenen Beistand auszukommen, ohne den es bei uns einstmals immer noch nicht zu gehen scheint. Freilich ist der Amerikaner und ebenso die Amerikanerin außerordentlich praktisch, gewandt, anpassungsfähig und mütig in der Einführung von allerlei Neuerungen, an die man bei uns immer und immer noch nicht recht heranz will. Die Amerikanerin hat es dagegen verstanden, sich von der häuslichen Gehilfin zu emanzipieren, und die richtige Technik ihres Landes kommt ihr dabei nach Kräften zu Hilfe. Sie spielt sich denn das Leben in einem amerikanischen Durchschnittshaus in der Großstädte wesentlich anders ab als in den Großstädten Deutschlands und der übrigen Kulturländer der Alten Welt, und es wird so manche europäische Hausfrau in Erfahrung setzen, wenn sie hört, in weils weils Umfang unsere Anna, Minna oder Emma durch machnele Hilfekräfte ersetzt wird.

Das Leben in einem amerikanischen Haushalt weilt sich etwa so, wo man sich die neuesten technischen Hilfsmittel zuzunne macht, etwa folgendermaßen ab. Um 6 Uhr früh schon wird in vielen amerikanischen Häusern der Tagessbedarf an Milch und frischem Brot an der Haustür abgeleitet. Der Brotkasten, in den die bestellte Ware gelangt, hält außerdem das Weisbrot warm. In ein Glasling in dem Hause, so fällt die Mutter die Milch in Flaschen, von denen eine durch Aufzug in das Schlafzimmer hinaufgeschickt wird; die übrigen kommen in den Eiskasten, zu dem eine Luke von der Küche aus führt. Dieser Eiskasten oder vielmehr Kühlkasten geht durch das ganze Haus und wird vom Porrier bedient. Man braucht niemals Eis nachzuschaffen; er ist stets zum Gebrauch bereit. Dort hinein werden auch alle anderen Vorräte getan, die die Vorräte für das Frühstück und das Mittagessen abgeben. Zwischen 7 und 8 Uhr morgens nimmt man das erste Frühstück, das aus Obst, Eiern, Kaffee und Grütze besteht. Den Kaffee hat die Hausfrau ohne Weis in elektrischen Röhren bereitet, und die Grütze hat sich über Nacht selbst in der Röhre fertig gekocht. Wenn der Mann aus

